Abend-Ausgabe.

Berliner Tageblatt.

Nr. 489. **Berlin, Dienstag, den 27. September 1887.** **XVI. Jahrgang.**

Tabak-Monopol in Sicht?

Der Eifer, mit welchem die Norddeutsche Allgemeine Zeitung den wiederholt von uns erwähnten Artikel der „Schles. Ztg." „Von unserem Gemeindewesen" an hervorragender Stelle zum Abdruck gebracht, hat den Ausführungen und Vorschlägen in diesem Artikel eine Bedeutung beigelegt, welche es wohl erklärlich macht, daß diejenigen Kreise, welche unter der Erfüllung der darin ausgesprochenen Wünsche zu leiden haben würden, mit einer gewissen Besorgniß in die Zukunft sehen. Zu diesen gehören in erster Reihe die Tabak-Interessenten, denn in dem Artikel wird mit solcher Sicherheit von der Einführung des Tabakmonopols gesprochen, als ob dieselbe schon in der nächsten Zeit erfolgen könne, und es ist daher wohl geboten, die Chancen zu ziehen, welche ein abermaliger Versuch mit dem Tabakmonopol haben würde.

Es heißt in dem erwähnten Artikel: „Nicht minder fest vertrauen wir auf das Tabakmonopol. Daß die Regierung demselben nicht definitiv entsagt hat, und daß auch keine künftige Regierung, sei es immerhin eine liberale, endgiltig auf dasselbe verzichten wird, unterliegt für uns keinem Zweifel."

Diese Ansicht scheint in ihrem ersten Theil durch den Abdruck des Artikel in dem Blatt, welches so bereitwillig sein weißes Papier der augenblicklichen Regierung zur Verfügung stellt, als verkörpert zu sein, aber dies ist eine Thatsache, an der eigentlich Niemand, welcher die Energie kennt, mit der Fürst Bismarck an einmal von ihm für nützlich erachteten Plänen festhält, gezweifelt hat. Was aber den zweiten Theil anbelangt, so scheint der Verfasser des Artikels denn doch eine sehr irrige Ansicht von dem Wesen wirklich liberaler Anschauungen zu haben. Möglich allerdings, daß ein Theil der Nationalliberalen, welcher bestrebt ist, seinen Liberalismus dadurch zu zeigen, daß er sich die Freiheit der Unterordnung seiner Ansichten unter die des Reichskanzlers im weitesten Umfange wahrt, auch lernen wird, für das Tabakmonopol zu schwärmen. Für Personen, die von dem Geiste wirklich liberaler Anschauungen durchdrungen sind, ist jedoch der Gedanke an die Einführung irgend eines Monopols etwas sofort Liegendes, daß sie wohl, falls einmal in Deutschland eine Regierung aus Mitgliedern dieser Partei gebildet werden sollte, selbst in den Zeiten der höchsten Noth nicht an die Einführung des Tabakmonopols denken würden, weil sie den Schaden, welchen unser Staatswesen dadurch erleiden würde, für weit größer erachten, als der pekuniäre Nutzen, welcher ihm daraus erwachsen könnte.

Welchen großen Täuschungen man sich aber in Bezug auf den pekuniären Ertrag des Monopols hingiebt, das hat erst neulich wieder die Rede des ungarischen Ministerpräsidenten gezeigt. Derselbe schätzt die Defraudationen, welche in Ungarn den Ertrag aus dem Tabakmonopol verringern, auf rund 12 Millionen Gulden, d. h. auf 57 Prozent der jetzigen Einnahmen aus dem Monopol, und eine Vergleichung der Ziffern über die Einnahmen aus dem nach genau denselben Prinzipien verwalteten Tabakmonopol in Oesterreich zeigt, daß der Prozentsatz der Defraudationen ein noch höherer ist, nämlich 61,6 Prozent, wenn man annimmt, daß in Ungarn verhältnißmäßig ebenso viel geraucht wird, als in Oesterreich. Daß dies aber der Fall ist, muß als unzweifelhaft angenommen werden, da dem Reisenden, welcher allerdings nur nach flüchtigem Ueberblick urtheilen kann, will es scheinen, als ob in Ungarn noch stärker geraucht werde, als in Oesterreich. Wäre dies wirklich der Fall, so würde die Defraudation eine kolossale Höhe erreichen, und wenn man bedenkt, daß dies noch jetzt geschieht, nachdem das Monopol seit 36 Jahren in Ungarn in Kraft ist, so wird man erkennen, wie werthlos alle Voranschläge in Bezug auf den Ertrag des Monopols bei Neueinführung desselben sein müssen, da im Anfang naturgemäß die Neigung zur Defraude am stärksten ist. Giebt doch Tisza selbst zu, daß er von 1851 bis 1867 sich nicht gescheut hat, defraudirte Cigarren zu rauchen, allerdings mit der Entschuldigung, daß die Einführung des Monopols nicht auf verfassungsmäßigem Wege erfolgt sei; aber wer ist jemals um Entschuldigungsgründe verlegen, wenn es gilt, den Fiskus zu benachtheiligen?

Wenn wir nun auch für Deutschland nicht eine Neigung zu Defraudationen in solchem Umfange voraussetzen, wie sie Tisza seinen Landsleuten nachsagt, so ist doch wohl nicht daran zu zweifeln, daß die Erträge des Monopols auf eine Reihe von Jahren hinaus auch in Deutschland sehr wesentlich durch Defraudationen — sei es durch Schmuggel über die Grenze, sei es durch Unterschlagungen beim Tabakbau — geschädigt werden würden, und daß es eine sehr lange Zeit dauern würde, bis die Erträge nur einigermaßen den Erwartungen entsprechen dürften, welche die Monopolfreunde hegen. Bedenkt man dem gegenüber, daß der Ertrag aus dem Eingangszoll und der Inlandsteuer für Tabak jetzt etwa **50** Millionen Mark beträgt, so muß man sich doch fragen, ob es verständig ist, eine solche Einnahme zu opfern, um unter Vernichtung einer Anzahl von wirthschaftlich gesicherten Existenzen einer Einnahme von zweifelhafter Größe nachzujagen und gleichzeitig in weiten Kreisen des Volkes die Lust zum Betrügen des Fiskus zu erwecken? Wir meinen, daß die Antwort darauf nur ein klares und deutliches Nein sein kann.

Der Grenzkonflikt von Raon.

Zu der **deutsch-französischen Grenz-Affaire** von **Raon** liegen thatsächliche neuere Meldungen nicht vor. Die Mehrzahl der französischen Journale faßt den Vorgang an sich nicht grade schwer auf und zweifelt nicht, daß Deutschland gegebenen Falls eine befriedigende Genugthuung veranlassen werde. Bezeichnend für die augenblicklich in Petersburg vorherrschende Stimmung ist es, daß sich die russischen Journale viel ungeheuerlicher zeigen, als die französischen. Es depeschirt uns unser Petersburger **d**-Korrespondent:

Die russischen Blätter nutzen die Raon-Affaire zu antideutschen Aeußerungen aus und loben danchen das französische Verhalten. Dagegen bezeichnet die „Deutsche Petersburger Zeitung" die Einzelheiten des Vorfalles als nebensächlich, weil sie vielfach von Zufälligkeiten abhängig seien. Von der höchsten Bedeutung aber sei die gegenseitige, derartig gereizte Stellung Frankreichs und Deutschlands, daß hinter einer unbedeutenden Grenzmißhelligkeit die Gefahr eines internationalen Konflikts lauere. Für die Pflege der unsinnigen Hatzgelüste trage einzig und allein Frankreich die Verantwortung. Ein subalterner Forstmann könne für Uebergriffe gegen fremde Unterthanen desavouirt und gestraft werden, einen Zahrzehnte hindurch hetzenden Staat zu desavouiren, sei unmöglich.

Wie man in Wien die Affaire beurtheilt, ergiebt sich aus folgendem Telegramm unseres dortigen ⊙-Korrespondenten:

Mehrere Blätter leitartikeln über den Zwischenfall an der deutsch-französischen Grenze und führen dabei aus, derselbe sei politisch belanglosser als die Schnaebele-Affaire; Deutschland werde bereitwillig zum Schlichtung des Zwischenfalles das Seinige beitragen. Die „Neue Freie Presse" bemerkt dazu, die zornige Aufwallung in Paris sei ein beängstigendes Symptom. Die offiziöse (alte) „Presse" besorgt, der Zwischenfall werde neuerdings die Erbitterung an der Grenze vermehren und die Reibungen verschärfen, welche dort schon im Frieden einen halben Kriegszustand erzeugen.

Erquicklich sind die Zustände an der Grenze jedenfalls nicht, und es wäre keineswegs zu verwundern, wenn ein Mann, der in so hohem Grade die Ruhe und den Frieden liebt, wie der Präsident der französischen Republik, Herr Jules Grevy, es endlich überdrüssig wird, sich alle Augenblicke unnöthigerweise durch derlei Zwischenfälle aus seiner Contenance bringen zu lassen. Die „Daily News" meldet aus Paris, daß im Foyer der Kammer das Gerücht umging, Grevy beabsichtige wegen seines hohen Alters zu resigniren, und wünsche als Nachfolger Arago, gegenwärtig Ministerresident in Bern. Vorläufig wird das Gerücht wohl noch sehr starken Zweifeln begegnen. Wenn übrigens Leidenschaftslosigkeit, Ruhe, fast möchte man sagen Passivität die hauptsächlichsten Charaktererfordernisse eines Präsidenten der französischen Republik sind, dann wäre allerdings Herr Arago, der einer der berühmtesten republikanischen Familien Frankreichs angehört und nach dem 4. September 1870 Mitglied der Regierung de la defense nationale war, ein sehr geeigneter Nachfolger für Herrn Grevy.

Von unserem Pariser **β**-Korrespondenten erhalten wir unmittelbar vor Schluß der Redaktion noch das folgende Telegramm:

Nach der Ansicht eines beiheiligten Jagdgenossen handelt es sich, wie der „Matin" mittheilt, bei dem unglücksseligen Schuß des Jägers Richard Kaufmann weniger um nationale Gegensätze, als um eine nachbarliche Jagdfeindschaft, da aus dem Reichsrevier viel Wild in das der französischen Pächter wechselte. Hier wird allerdings behauptet, der französische Jagdherr habe noch jedem Trieb „Sammeln" geblasen, so daß der Gedanke an Wilddiebe habe unmöglich aufkommen können. Die Schützen trugen, als sie sich auf den Sammelplatz begaben, das Gewehr über der Schulter. Ein Widerspruch ist vorhanden zwischen der Angabe des Jägers Kaufmann, der auf 80 Meter Entfernung geschossen haben will, und der Angabe des Arztes, der nach der Bildung der Wunde die Entfernung auf 300 Meter taxirt, auf welche Entfernung man das „Halt" Kaufmanns nicht gehört haben würde. Die gemäßigten Blätter, wie „Republique française", „Temps", „Journal des Debats", sind darin einig, daß es bei der Reizbarkeit der Grenzbevölkerung gefährlich sei, unerfahrene Personen auf einen so verantwortungsvollen Posten zu stellen.

Das „Journal des Debats" fügt hinzu, daß, wenn diese Reizbarkeit mit den ihr innewohnenden Gefahren aufhören solle, gewisse französische journalistische Kreise sich mehr Reserve aufzuerlegen hätten. Nach der gestrigen Haltung des Grafen Münster wird hier erwartet, daß der Fall zur Befriedigung Frankreichs ohne Schwierigkeit beigelegt werden dürfte.

---

* Bei den Besprechungen, die Fürst **Bismarck** in Friedrichsruh mit dem Grafen **Kalnoky** gepflogen, ist natürlich auch das **handelspolitische Verhältniß** zwischen Deutschland und Oesterreich zur Erörterung gelangt. Große Hoffnungen konnte man in dieser Beziehung von vornherein nicht hegen, zumal nachdem die zwischen beiden Ländern herrschende handelspolitische Spannung durch die neuerdings bei uns betriebene Kornzollerhöhung noch gesteigert worden war. Die „N. Fr. Pr." glaubt denn auch schon jetzt konstatiren zu können, daß die Aussicht auf Abschluß eines Zollvertrages nahezu vollständig geschwunden sei. Man

---

Portraits auf der Kunstausstellung.

Von **Otto Felsing.**

Zu den Auffälligkeiten der diesjährigen akademischen Kunstausstellung, was die Abtheilung der Oelgemälde anlangt, gehört die fast völlige Abweisenheit von Bildnissen unseres Kaisers. Wir wollen hier nicht untersuchen, woher sie kommt, sondern nur konstatiren, daß sie vorhanden ist. Es findet sich, wenn wir uns recht entsinnen, nur ein Einzel-Portrait unseres erhabenen Monarchen vor, nämlich das von der Hand Gustav Richters (des jüngeren) herrührende in Saal I rechts. Es zeigt uns den Kaiser in ganzer Figur, und zwar erst an der Schwelle des Greisenalters stehend; es ist recht brav gemalt. Einzelheiten sind dem Künstler sogar vorzüglich gelungen, z. B. die eine Hand, welche außerordentlich plastisch, im Hinblick auf das Gesicht sogar wohl allzu plastisch ausgefallen ist. — Die Königin Luise ist außer von Koppay noch von Heideck in einem größeren Bilde von Querformat gemalt worden, allerdings weniger als Portrait, denn innerhalb eines historischen Genrebildes. Dasselbe führt uns die trüben Zeiten vor das Auge, welche unser Vaterland durchzumachen gehabt hat, indem es uns die kranke Königin in einem offenen Wagen während eines rauhen Wintertages auf der Fahrt von Königsberg nach Memel zeigt. Das Bild (V links 376) ist sehr tüchtig gemalt, der Maßstab für das Figurelle ist aber zu klein genommen, als daß von einer besonderen Charakterisirung die Rede sein könnte. — An Bildern fürstlicher Personen ist diese Ausstellung überhaupt arm. Dagegen weist sie eine verhältnißmäßig reiche Zahl von Portraits preußischer Staatsmänner, bedeutender Offiziere und berühmter Gelehrter auf. Wir nennen hier nur die von hervorragender Technik zeugenden Bildnisse des Staatsministers v. Bötticher aus der Hand Norbert Schrödls, des Ministers v. Puttkamer gemalt von Spangenberg, beide im Saal IV. 784 und 841), ferner Paulsens höchst lebenswahres Portrait des Reichsgerichts-Präsidenten Dr. Simson (VI. 654), Seebers trefflich gemaltes Bild des Generals v. St. (IV. 806) und das, was die Charakteristik anlangt, ausgezeichnete Portrait Professor Zellers von der Hand Scheurenbergs (III. 745). Technisch hervorragend ist auf dieser Leinwand besonders der Pelz; der lappige Hemdkragen und die Hemdenbrust, deren Weiß auf das Schwarz des Frackes übergreift, ist allerdings sehr viel weniger gestückt. — Der vorhin erwähnte Norbert Schrödl hat übrigens außer dem Portrait Böttichers noch ein Damenbildniß und sodann eine große Kindergruppe (unter einem Baume) ausgestellt, bei welcher die Gesichtsfarbe durch den grauen Fleischton und das blasse Ziegelroth der Wangen befremdlich auffällt. (IV. 785.)

Auch einige hervorragende Maler haben ihre Portraitisten gefunden; Manche haben sich selber portraitirt, wie z. B. der treffliche Orientmaler Wilhelm Gentz und der Maler des vielbewunderten Bildes „Die Tanzstunde unserer Großmütter", Toby E. Rosenthal (in einer der Seitenlojen hängend); Andere hatten das Glück, von weitaus bedeutenderen Meistern, als sie selbst sind, der Mitwelt im Bilde vorgeführt zu werden, wie z. B. der Maler Graf Gleichen-Rußwurm, dessen Kopf Stauffer-Bern mit einer Lebenswahrheit, einer Subtilität auf die Leinwand setzte, welche die höchste Anerkennung verdient. — Auch ein längst verstorbener Künstler ist in einem großen Bilde dargestellt worden: der Maler und Stecher Daniel Chodowiecki, den uns Paul Meyerheim (III. 594) in grünem, geblümtem Schlafrocke in seinem Atelier zeigt, eine angefangene Platte kritischen Blickes prüfend. Der unübertroffene Sittenschilderer des vorigen Jahrhunderts scheint mit seiner Arbeit nicht unzufrieden zu sein, denn sein unschönes scharfgeschnittenes Gesicht überfliegt ein freundliches Lächeln, um die übervollen Lippen spielt ein vergnügtes Schmunzeln. Das Kolorit des Bildes, das uns Chodowiecki vor einem mit Lichtblende versehenen Fenster und dem mit tausend Mal- und Stechgeräthschaften beladenen Arbeitstische erblicken läßt, ist etwas unruhig und sticht seltsam gegen die harmonische Farbengebung ab, welche Paul Meyerheim sonst liebt.

Wir kommen jetzt zur Besprechung einiger Herrenportraits, die wir für ziemlich gleichbedeutend an Kunstwerth halten. Das erste derselben rührt vom Grafen Harrach her (III. 347) und ist das Bildniß eines jungen, ernst dreinblickenden Mannes von zweifellos geistiger Bedeutung, der ein Notizbüchlein in der Hand hält. Das Bild ist ganz vorzüglich gemalt, Einzelheiten, wie z. B. die etwas verschleierten Augen und die Perle auf dem dunklen Schlips, sind geradezu unübertrefflich. — Die ganze Leinwand ist so außerordentlich glatt gehalten, daß man sich darin spiegeln kann, und das ist ein Fehler, durch den sich der Künstler selber schädigt: es ist schwer, einen Standpunkt zu finden, von dem aus nicht ganze Partien des Bildes durch den Glanz des auf die glatte Fläche fallenden Lichtes unsichtbar gemacht würden. — Eine ähnliche Schädigung des Eindruckes widerfährt einem der prächtig gemalten, düster gehaltenen Herrenbildnisse von Felix Borchardt (VIII. 83, 84), dessen Verglasung besser weggelassen wäre. — Ein ganz vorzügliches Herrenportrait hat schließlich Max Seemann ausgestellt; es ist dem Künstler voll gelungen, die ernste Männlichkeit des Portraitirten zum Ausdruck zu bringen (IV. 809). — Ein Portrait von höchst sonderbarem Ausehen hat Brunow Pintow ausgestellt (IV. 675). Es zeigt uns einen jungen, bleichen, düster aussehenden Mann mit schwarzem Spitzbart und merkwürdig gebürstetem Schnurrbart. Er trägt einen Frack mit breiten Atlasaufschlägen und ein Spitzen-Jabot. Auf den ersten Blick glaubt man, das Portrait eines Operngängers in der Rolle des Vampirs vor sich zu sehen; tritt man dann näher herzu, so sieht man allerdings, daß es sich um ein echtes und gerechtes Portrait handelt; lange darf man es allerdings nicht betrachten, weil es dann leicht einen komischen Eindruck macht. Es wäre keine uninteressante ästhetische Aufgabe, dem Prozesse einer solchen Eindrucks-Wandlung nachzuspüren; leider müssen wir es uns aus Raumrücksichten versagen, hier den Versuch zu machen, ihre Ursachen aufzudecken. Pinkow hat übrigens noch zwei andere große Bilder ausgestellt, die wenigstens von guter Technik Zeugniß ablegen; das eine, als Gerrebild bezeichnete stellt eine neben einer großen, durchbrochenen Metallvase mit ungeheurem Blumenbouquet hockende Orientalin, ungefähr in Lebensgröße, dar, das andere ist das Abbild einer in Weiß gekleideten Dame. Ihre Haltung ist auf diesem Bilde eine sehr steife. — Eine Dame in Schwarz mit interessantem Gesicht malte Georg Tyrahn (III. links 895) und zwar mit bemerkenswerthem Geschick. Der schwarze Atlas des Kleides hebt sich gut von dem ebenfalls schwarzen Hintergrunde ab. Seine Kunstfertigkeit in der Bewältigung des Fleischtons hatte der Maler reichlich Gelegenheit zu zeigen; denn wir sehen nicht nur die leuchtende Weiße der Haut durch die dünnen Tüllärmel hindurchschimmern, sondern sehen auch Hals, Nacken, Schultern und sogar noch mehr; denn das Kleid der Dame, welche der Künstler mit halber Rückenansicht malte, ist hinten tief ausgeschnitten, so tief, daß ein unnützer Spötter sich zu dem Ausruf veranlaßt fühlte: „Ausgeschnitten bis in die Kniekehle!"

Wenn wir noch hinzufügen, daß Susanne v. Rathusius (V links 620) ein Portrait und ein wohl auch als Portrait anzusprechendes Bild (ein junges Mädchen mit tief sinnigem Blicke „während der Predigt") eingeschickt hat, daß Johanna von Pritzelwitz auf einem schlecht placirten Bildchen (V links) den Kopf eines lieblichen jungen Mädchens mit leuchtenden Augen, leider auf stark geschmiertem, braunem Hintergrunde eingelandt, und daß schließlich Wartenberg (III rechts 916) einen trefflichen Kopf ausgestellt hat (der zweifellos Portrait ist, trotzdem er als „Studienkopf, Wallenstein" bezeichnet wurde), so haben wir wohl alle bedeutenderen Bildnisse erwähnt, bis auf diejenigen, deren Maler den Versuch gemacht haben, die Prinzipien des Impressionismus auf die Portraitmalerei anzuwenden.

Aus der Definition des Portraits, welche wir früher geliefert haben, ergiebt sich ohne Weiteres, daß wir die Anwendung impressionistischer Prinzipien auf die Bildnißmalerei für äußerst gewagt, ja daß wir sie für unzulässig halten müssen. Thatsache ist es denn auch, daß in richtiger Erkenntniß der Erfordernisse eines Portraits bis jetzt nur wenige Portraitmaler die Grundsätze der „neuen Schule" bei ihren Bildnissen angewandt haben, und daß es nur außerordentlich wenigen und auch ihnen nur unter ganz besonderen Umständen gelückt ist, trotz dieser Anwendung ein Kunstwerk zu liefern. Das Verfehlen dieses Ziels ist um so begreiflicher, da der Impressionismus jetzt den Hauptwerth nicht auf die Darstellung des Menschen als Individuum, sondern ganz ebenso viel Werth, wie auf das Jägerliche, auch auf dessen Umgebung; er zeigt den Menschen nur inmitten der Bedingungen seines Daseins, will ihn als Produkt der zeitlichen wie örtlichen Lebensbedingungen schildern. Beim Portrait dagegen muß nothwendigerweise grade das Individuelle dem Allgemeinen weichen, sonst wird die Betonung der Umgebung, die Wiedergabe alles nicht zu der Persönlichkeit als Persön-